

Der Glaube an Jesus Christus in der Theologie Benedikts XVI.

Zum Jesus-Buch des Papstes

Seit seinem Erscheinen hat das Jesus-Buch von Papst Benedikt XVI. international großes Aufsehen erregt. Zahlreiche Publikationen sind dazu bereits erschienen.¹ Wesentliche Aussagen dieses Werkes werden im Folgenden nachgezeichnet und in ihrer systematischen Bedeutsamkeit gewürdigt.

1. Der Weg der Exegese in den letzten Jahrzehnten

In den 30-er und 40-er Jahren des 20. Jahrhunderts hat es - so der Papst - eine Reihe begeisternder Jesus-Bücher gegeben (u. a. von Karl Adam, Romano Guardini, Franz Michel Willam, Giovanni Papini, Daniel-Rops). Seit den 50-er Jahren änderte sich die Situation. Der Riss zwischen dem „historischen Jesus“ und dem „Christus des Glaubens“ wurde immer tiefer. Die Fortschritte der historisch-kritischen Forschung führten zu immer weiter verfeinerten Unterscheidungen zwischen Traditionsschichten, hinter denen die Gestalt Jesu, auf den sich der Glaube bezieht, immer undeutlicher wurde. Zugleich wurden die Rekonstruktionen dieses Jesus, der hinter den Traditionen der Evangelisten und ihrer Quellen gesucht werden musste, immer gegensätzlicher.

Wer mehrere dieser Rekonstruktionen nebeneinander liest, kann feststellen, dass sie weit mehr Photographien der Autoren und ihrer Ideale sind als Freilegung einer undeutlich gewordenen Ikone. Als gemeinsames Ergebnis all dieser Versuche ist der Eindruck zurückgeblieben, dass wir wenig Sicheres über Jesus wissen und dass der Glaube an seine Gottheit erst nachträglich sein Bild geformt hat. Dieser Eindruck ist inzwischen weit ins allgemeine Bewusstsein der Christenheit vorgedrungen. „Eine solche Situation ist dramatisch für den Glauben, weil sein eigentlicher Bezugspunkt unsicher wird: Die innere Freundschaft mit Jesus, auf die doch alles ankommt, droht ins Leere zu greifen.“²

¹ Vgl. Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Erster Teil: Von der Taufe im Jordan bis zur Verklärung, Freiburg 2007; dazu auch Thomas Söding (Hg.), Das Jesus-Buch des Papstes. Die Antwort der Neutestamentler, Freiburg 2007 (mit Beiträgen von K. Backhaus, M. Ebner, J. Frey, R. Hoppe, R. Kampling, C.-P. März, F. Mußner, K.-W. Niebuhr, D. Sänger, J. Schröter, Th. Söding und A. Standhartinger); Jörg Frey, Der Christus der Evangelien „als“ der historische Jesus? Zum Jesusbuch des Papstes, in: Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern 62 (2007), 184-186; Michael Karger, Lob und Widerspruch des Exegeten. Der Alttestamentler Erich Zenger sprach in der Katholischen Akademie München über das Jesus-Buch des Papstes, in: Die Tagespost Nr. 74 / 21.06.2007, 6; außerdem J. Kreiml, „Gott ist unendliche Nähe.“ Der Glaube an Jesus Christus in der Theologie Joseph Ratzingers, in: Gerhard Ludwig Müller (Hg.), Der Glaube ist einfach. Aspekte der Theologie Papst Benedikts XVI., Regensburg 2007 (im Druck).

² J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 11.

Rudolf Schnackenburg, der bedeutendste deutschsprachige katholische Exeget der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hat die so entstandene Not des Glaubens sehr stark empfunden und angesichts des Ungenügens all der „historischen“ Jesus-Bilder, die die Exegese inzwischen geschaffen hatte, 1993 sein letztes großes Werk „Die Person Jesu Christi im Spiegel der vier Evangelien“ veröffentlicht.³ Schnackenburg versteht seine Studie als Dienst für Gläubige, „die heute durch die wissenschaftliche Forschung ... verunsichert sind, um am Glauben an die Person Jesu Christi als des Heilbringers und Retters der Welt festzuhalten“.⁴ Der langjährige Würzburger Neutestamentler stellt als Ergebnis lebenslangen Forschens fest, „dass sich eine zuverlässige Sicht auf die geschichtliche Gestalt Jesu von Nazareth durch wissenschaftliches Bemühen mit historisch-kritischen Methoden ... nur unzulänglich erreichen lässt“.⁵

Den entscheidenden Punkt an der Person Jesu hat Schnackenburg klar als auch wirklich historische Einsicht herausgestellt: die Gottbezogenheit und Gottverbundenheit Jesu. „Ohne Verankerung in Gott bleibt die Person Jesu schemenhaft, unwirklich und unerklärlich“.⁶ Das ist auch der „Konstruktionspunkt“ des Jesus-Buches Joseph Ratzingers: „Es sieht Jesus von seiner Gemeinschaft mit dem Vater her, die die eigentliche Mitte seiner Persönlichkeit ist, ohne die man nichts verstehen kann und von der her er uns auch heute gegenwärtig wird“.⁷

In der konkreten Darstellung der Person Jesu versucht der Papst „entschieden ..., über Schnackenburg hinauszukommen“.⁸ Das „Problematische“ an Schnackenburgs Verhältnisbestimmung zwischen Traditionen und geschehener Geschichte erscheint für Joseph Ratzinger sehr deutlich in folgendem Satz des ehemaligen Würzburger Neutestamentlers: Die Evangelien „wollen den geheimnisvollen, auf Erden erschienenen Gottessohn gleichsam mit Fleisch umkleiden“.⁹ Der Papst antwortet darauf: Sie brauchten ihn nicht mit Fleisch zu „umkleiden“, denn er hatte wirklich Fleisch angenommen. Lässt sich Jesus - so die entscheidende Frage für Joseph Ratzinger - durch das Dickicht der Überlieferungen hindurch finden? In den letzten Jahrzehnten sind - so der Heilige Vater - neben der Anwendung der historisch-kritischen Methode „wesentliche neue methodische Einsichten gewachsen“,¹⁰ sowohl was die streng historische Arbeit als solche angeht als auch in Bezug auf das Zusammenspiel von Theologie und historischer Methode bei der Auslegung der Heiligen Schrift. Dabei verweist der Papst auf die Konzilskonstitution „Dei Verbum“ über die göttliche Offenbarung und zwei Dokumente der Päpstlichen Bibelkommission („Die Interpretation der Bibel in der Kirche“ von 1994 und „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“ von 2001).

³ Rudolf Schnackenburg, Die Person Jesu Christi im Spiegel der vier Evangelien. (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Supplementband 4), Freiburg 1993.

⁴ Ebd., 6. - In einem Interview (Medienleute als Mitarbeiter der Wahrheit, in: Rheinischer Merkur Nr. 37 / 13.09.1996, 26 f, hier 26) vertrat Joseph Kardinal Ratzinger die Überzeugung, man könne „in der Wissenschaftsgeschichte der letzten 150 Jahre deutlich sehen, wie die ... Angst vor der Wahrheit wuchs. Ein ernster Wissenschaftler wird nicht mehr fragen, ob die Dialoge Platons wahr sind, ob das, was er sagt, wahr ist, sondern er wird nur philologisch analysieren, einordnen, herausbringen, wie die Texte entstanden sind, welche Abhängigkeiten es gibt, wie sie weiterwirkten und so fort.“

⁵ R. Schnackenburg, Die Person Jesu Christi (Anm. 3), 348.

⁶ Ebd., 354.

⁷ J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 12.

⁸ Ebd., 13.

⁹ R. Schnackenburg, Die Person Jesu Christi (Anm. 3), 354.

¹⁰ J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 13.

Joseph Ratzinger hält daran fest, dass die historische Methode - gerade vom inneren Wesen der Theologie und des Glaubens her - eine unverzichtbare Dimension der exegetischen Arbeit bleibt. Denn für den biblischen Glauben ist es wesentlich, dass er sich auf wirklich historisches Geschehen bezieht. Das Factum historicum ist für ihn nicht eine auswechselbare symbolische Chiffre, sondern konstitutiver Grund. Die historisch-kritische Methode bleibt von der Struktur des christlichen Glaubens her unverzichtbar. Aber sie schöpft den Auftrag zur Auslegung für diejenigen nicht aus, die in den biblischen Schriften die eine Heilige Schrift sehen und sie als von Gott inspiriert glauben.¹¹

Die erste Grenze der historisch-kritischen Methode besteht für den, der sich von der Bibel heute angesprochen sieht, darin, dass sie ihrem Wesen nach das Wort in der Vergangenheit belassen muss. „Heutig“ machen kann diese Methode das Wort Gottes nicht. Sie würde dabei ihr Maß überschreiten. Als historische Methode setzt sie die Gleichmäßigkeit des Geschehenszusammenhangs der Geschichte voraus. Deshalb muss sie die ihr vorliegenden Worte als Menschenworte behandeln. Sie kann wohl den „Mehrwert“ erahnen, der in dem Wort steckt, eine höhere Dimension sozusagen durch das Menschenwort irgendwie hindurchhören und so die Selbsttranszendenz der Methode eröffnen, aber ihr eigentlicher Gegenstand ist das Menschenwort als menschliches.

Es ist als Grenze allen Bemühens um das Erkennen von Vergangenheit festzuhalten, dass dabei der Raum der Hypothese prinzipiell nicht überschritten werden kann. Die historisch-kritische Methode weist deshalb - aus ihrem eigenen Wesen heraus - über sich hinaus und trägt eine innere Offenheit auf ergänzende Methoden in sich. Vor etwa 30 Jahren wurde in Amerika das Projekt der sog. „kanonischen Exegese“ (Lesen der einzelnen Texte der Bibel in deren Ganzheit) entwickelt. Die Bücher der Heiligen Schrift sind nicht einfach Literatur. Sie sind aus dem lebendigen Subjekt des wandernden Gottesvolkes erwachsen.

Der Papst vertritt nicht eine Hermeneutik des Verdachts, sondern eine Hermeneutik des Vertrauens. Er „trau(t) den Evangelien“.¹² Natürlich setzt er dabei all das voraus, was das Konzil und die moderne Exegese über literarische Gattungen, über Aussageabsicht, über den gemeindlichen Kontext der Evangelien und ihr Sprechen in diesem lebendigen Zusammenhang sagen. Dies alles aufnehmend, will Joseph Ratzinger in seinem Buch „den Versuch machen, einmal den Jesus der Evangelien als den wirklichen Jesus, als den ‚historischen Jesus‘ im eigentlichen Sinn darzustellen“.¹³ Diese Gestalt ist „viel logischer und auch historisch betrachtet viel verständlicher“ als die Rekonstruktionen, mit denen wir in den letzten Jahrzehnten konforntiert wurden. Der Papst ist der Überzeugung, dass dieser Jesus der Evangelien „eine historisch sinnvolle und stimmige Figur“¹⁴ ist.

Nur wenn Außergewöhnliches geschehen war, wenn die Gestalt und Worte Jesu das Durchschnittliche aller Hoffnungen und Erwartungen radikal überschritten haben, ist seine Kreuzigung und seine geschichtliche Wirkung erklärbar. Schon etwa 20 Jahre nach Jesu Tod finden wir im Christus-Hymnus des Philipper-Briefes (2,6-11) eine voll entfaltete Christologie. Wie kam es zu dieser Christologie? Das Wirken anonymer Gemeindebildungen, deren Träger man ausfindig zu machen versucht, erklärt in Wirklichkeit nichts. Wieso hätten unbekannte kollektive Größen so schöpferisch sein,

¹¹ Vgl. auch J. Ratzinger; Schriftauslegung im Widerstreit. Zur Frage nach Grundlagen und Weg der Exegese heute (1989), in: ders. / Benedikt XVI., Wort Gottes. Schrift - Tradition - Amt. Hg. v. P. Hünermann u. Th. Söding, Freiburg 2005, 83-116; Thomas Sternberg (Hg.), Neue Formen der Schriftauslegung? (QD 140), Freiburg 1992 und Rudolf Voderholzer, Die biblische Hermeneutik Joseph Ratzingers, in: MThZ 56 (2005), 400-414.

¹² J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 20.

¹³ Ebd.

¹⁴ Vgl. ebd., 21.

so überzeugen und sich durchsetzen können? „Ist es nicht auch historisch viel logischer, dass das Große am Anfang steht und dass die Gestalt Jesu in der Tat alle verfügbaren Kategorien sprengte und sich nur vom Geheimnis Gottes her verstehen ließ?“¹⁵ Zu glauben, dass Jesus wirklich als Mensch Gott *war* und dies in Gleichnissen verhüllt und doch immer unmissverständlicher zu erkennen gab, das überschreitet freilich die Möglichkeiten der historischen Methode. Wenn man von dieser Glaubensüberzeugung her die Texte mit historischer Methode und ihrer inneren Offenheit für Größeres liest, zeigt sich - so der Papst - eine Gestalt, die glaub-würdig ist.

Mit dieser Sicht der Jesusgestalt geht Joseph Ratzinger - so erklärt dieser selbst - „über das hinaus ..., was zum Beispiel Schnackenburg repräsentativ für einen großen Teil der gegenwärtigen Exegese sagt“.¹⁶ Er schreibt sein Buch nicht gegen die moderne Exegese, sondern in großer Dankbarkeit für das viele, das sie uns geschenkt hat. Dennoch versucht der Heilige Vater, „über die bloß historisch-kritische Auslegung hinaus die neuen methodischen Einsichten anzuwenden, die uns eine eigentlich theologische Interpretation der Bibel gestatten und so ... den Glauben einfordern, aber den historischen Ernst ganz und gar nicht aufgeben wollen und dürfen“.¹⁷

2. Die geheimnisvolle Gleichsetzung zwischen Jesus und Gott

In seinem Kapitel über „das Evangelium vom Reich Gottes“ unterstreicht Joseph Ratzinger - gegen Adolf Harnacks These, der Sohn gehöre in Jesu Botschaft vom Vater nicht hinein - mit aller Deutlichkeit, dass die ganze Verkündigung Jesu auch „Christologie“ ist: Jesus spricht „immer als der Sohn“. Immer steht die Beziehung zwischen Vater und Sohn im Hintergrund seiner Botschaft. „In diesem Sinn ist immer zentral von Gott die Rede; aber eben weil Jesus selbst Gott - der Sohn - ist, darum ist seine ganze Verkündigung Botschaft seines eigenen Geheimnisses, die Christologie, das heißt Rede von der Anwesenheit Gottes in seinem eigenen Tun und Sein.“¹⁸ Dies ist der Punkt, der zur Entscheidung fordert und deshalb zu Kreuz und Auferstehung führt.

Der große jüdische Gelehrte Jacob Neusner hat mit seinem Buch „Ein Rabbi spricht mit Jesus“¹⁹ dem Papst „die Augen geöffnet für die Größe von Jesu Wort und für die Entscheidung, vor die uns das Evangelium stellt“.²⁰ Joseph Ratzinger will als Christ in das Gespräch des Rabbi mit Jesus mit eintreten, um von ihm her das authentisch Jüdische und das Geheimnis Jesu besser zu verstehen. Neusner benennt - als Jude

¹⁵ Ebd., 21.

¹⁶ Ebd., 22.

¹⁷ Ebd. - Hubert Windisch (Alle Theologie ist Vorbereitung auf die Predigt, in: Die Tagespost Nr. 78 / 30.06.2007, 9) bezeichnet das Jesus-Buch des Papstes mit Recht als „großartige Einheit“ von Theologie und Predigt und Glaube. Es sei „gegen die Auslassung Gottes in unserer Verkündigung geschrieben“. - Georg Gänswein („Der Papst trägt immer weiss. Auch beim Fernsehen“, in: Süddeutsche Zeitung Magazin Nr. 30 / 27.07.2007, 8-14, hier 14) bezeichnet das Jesus-Buch Benedikts XVI. als „ein großes geistliches Vermächtnis“.

¹⁸ J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 92.

¹⁹ Vgl. Jacob Neusner, Ein Rabbi spricht mit Jesus. Ein jüdisch-christlicher Dialog, München 1997 (englisch 1993). - Das Buch ist 2007 im Herder-Verlag in einer Neuauflage erschienen. - Siehe auch J. Neusner, Die Wiederaufnahme des religiösen Streitgesprächs auf der Suche nach theologischer Wahrheit, in: IKaZ 36 (2007), 293-299.

²⁰ J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 99.

- den zentralen Punkt des Erschreckens vor Jesu Botschaft für den gläubigen Juden. Darin liegt auch der zentrale Grund, warum Neusner Jesus nicht folgen will, sondern beim „ewigen Israel“ bleibt: die Zentralität des *Ich* Jesu in seiner Botschaft, die allem eine neue Richtung gibt. Die Vollkommenheit, das von der Tora verlangte Heiligsein, besteht jetzt darin, Jesus nachzufolgen. In der Bergpredigt wird eine geheimnisvolle Gleichsetzung zwischen Jesus und Gott sichtbar. Neusners Analysen zeigen, „dass dies der Punkt ist, durch den sich Jesu Botschaft grundlegend vom Glauben des `ewigen Israel` unterscheidet“.²¹

Angesichts des „Streits um den Sabbat“ fragt der Papst, ob Jesus ein liberaler Rabbi, ein Vorläufer des christlichen Liberalismus, gewesen ist nach dem Motto: „Mit den Sabbat-Gesetzen muss man es nicht so genau nehmen“. Neusner hat recht, wenn er in der Antwort Jesu beim Streit um das Ährenraufen am Sabbat den tiefsten Kern des Konflikts mit den jüdischen Autoritäten offengelegt findet. Der Streit um den Sabbat zeigt, dass - so Joseph Ratzinger mit Berufung auf Neusner - die Jünger an die Stelle der Priester im Tempel getreten sind. „Der heilige Ort hat sich verlagert, er besteht jetzt aus dem Kreis des Meisters und seiner Jünger“.²² Jesus nimmt jetzt - so Neusners Analyse - den Platz der Tora ein. Der „eigentliche Kernpunkt des Streits“ besteht darin, dass sich Jesus selbst als die Tora, als das Wort Gottes in Person, versteht. Der gewaltige Prolog des Johannesevangeliums sagt mit anderen Worten das Gleiche wie der Jesus der Bergpredigt und der synoptischen Evangelien. Der Jesus des vierten Evangeliums und der Jesus der Synoptiker ist ein und derselbe: der wahre „historische“ Jesus. Gegen Harnack und die ihm folgende liberale Exegese stellt der Papst fest, dass Christus „immerfort die Mitte“ des Evangeliums ist.²³

Joseph Ratzinger verweist auf den Anspruch Jesu, mit seiner Jüngergemeinschaft Ursprung und Mitte eines neuen Israel zu sein: Wir stehen wieder vor dem Ich Jesu, der auf der Höhe der Tora selbst, auf der Höhe Gottes spricht. Nur wenn Jesus Gott ist, kann und darf er so mit der Tora umgehen, wie er es tut. Jesus hat den Gott Israels zu den Völkern getragen. Er hat die Universalität geschenkt, die die eine große und prägende Verheißung an Israel und die Welt ist. Die Frucht von Jesu Werk ist der Glaube an den einen Gott Israels in der neuen Familie Jesu unter allen Völkern. Dadurch ist Jesus als „Messias“ ausgewiesen. Das Vehikel dieser Universalisierung ist die neue Familie, die Kirche, die als ihre einzige Voraussetzung die Gemeinschaft mit Jesus, die Gemeinschaft im Willen Gottes hat.

Für den gläubigen Christen bleibt die Tora ein Bezugspunkt. Die Suche nach dem Willen Gottes in der Gemeinschaft mit Jesus bleibt eine Wegweisung für die Vernunft, ohne die die Vernunft der Gefahr der Verblendung bzw. sogar der Erblindung unterliegen würde.²⁴ Erst in der Neuzeit ist ein Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung zum Abschluss gekommen. Es hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass das Recht in die Freiheit des Menschen gelegt ist. Auch wenn das Recht nicht mehr sakral verankert ist, bleibt die Ausrichtung des Rechts am Willen Gottes unverzichtbar. Der Sprung in die Freiheit, der nicht mit Willkürfreiheit

²¹ Ebd., 137.

²² J. Neusner, Ein Rabbi spricht mit Jesus (Anm. 19), 86 f; zit. nach: J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 140.

²³ Vgl. J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 142 f.

²⁴ Wichtig für diesen Fragenkomplex ist auch der Dialog zwischen Kardinal Ratzinger und Jürgen Habermas: J. Habermas / J. Ratzinger, Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion. Mit einem Vorwort hg. v. F. Schuller, Freiburg 2005; darin besonders J. Ratzinger, Was die Welt zusammenhält. Vorpolitische moralische Grundlagen eines freiheitlichen Staates, 39-60.

und Beliebigkeit verwechselt werden darf, muss in einem größeren Gehorsam gegenüber der Autorität Gottes verankert sein. Joseph Ratzinger warnt in diesem Zusammenhang vor der Gefahr, dass die rechte Profanität des Staates in eine absolute Profanität (Laizismus) umschlägt.

3. Das unverhüllte Gottsein Jesu

Bei den Synoptikern ist das Geheimnis des Einsseins Jesu mit dem Vater immer gegenwärtig; es bleibt aber auch hinter der Menschlichkeit Jesu verborgen. Im vierten Evangelium erscheint das Gottsein Jesu unverhüllt. Diese Andersheit des Johannesevangeliums hat die moderne kritische Forschung veranlasst, dem Text - mit Ausnahme des Passionsberichts und einiger Einzelheiten - die Historizität abzuspüren und ihn als eine späte theologische Rekonstruktion zu betrachten. Das vierte Evangelium würde uns - so die Thesen vieler Exegeten - den Stand einer weit entwickelten Christologie vermitteln, aber keine Quelle für die Erkenntnis des historischen Jesus sein. Der Papst erinnert daran, dass man die radikalen Spätdatierungen aufgeben musste, weil Papyrusfunde klarmachten, dass dieses Evangelium noch im ersten Jahrhundert, wenn auch an dessen Ende, entstanden ist. Die Johannes-Forschung hat in der Generation nach Rudolf Bultmann eine radikale Wendung genommen, deren Ertrag man in Martin Hengels Buch „Die johanneische Frage“ (1993) gründlich diskutiert und dargestellt findet.²⁵ Wenn wir vom heutigen Forschungsstand her auf Bultmanns Johannes-Interpretation zurückblicken, wird „wieder einmal sichtbar, wie wenig hohe Wissenschaftlichkeit vor tiefgehenden Irrtümern schützen kann“.²⁶ Nach Joseph Ratzingers Überzeugung steht hinter dem vierten Evangelium ein „Augenzeuge“. Seit Irenäus von Lyon gilt Johannes, der Zebedaide, als Verfasser des Evangeliums. Der Papst kann der Vermutung Peter Stuhlmachers einiges abgewinnen, dass in der Johannesschule der Denk- und Lehrstil fortgeführt worden ist, der vor Ostern die internen Lehrgespräche Jesu mit Petrus, Jakobus und Johannes und dem Zwölferteil insgesamt bestimmt hat. Im Johanneskreis hat man das Offenbarungsgeheimnis der Selbsterschließung Gottes in „dem Sohn“ erörtert.²⁷

In seinem Kapitel „Petrusbekenntnis und Verklärung“ betont Joseph Ratzinger, dass den Jüngern in Jesus in verschiedenen Weisen immer wieder die Gegenwart des lebendigen Gottes selbst spürbar geworden ist. Wo sollte der nachösterliche Glaube hergekommen sein, wenn der vorösterliche Jesus keine Grundlage dazu bot? Jesus erreichte - so Neuser mit Recht - v. a. dadurch Anstoß, dass er sich mit dem lebendigen Gott selbst auf eine Stufe zu stellen schien. „Das war es, was der streng monotheistische Glaube der Juden nicht anzunehmen vermochte; das war es, worauf auch Jesus selbst nur langsam und allmählich hinführen konnte. Das war es auch, was - bei aller ungebrochenen Einheit mit dem Glauben an die Einzigkeit Gottes - seine ganze Botschaft durchdringt und ihr Neues, Besonderes, Einzigartiges ausmacht“.²⁸ In großen Augenblicken spürten die Jünger erschüttert: Da ist Gott selbst gegenwärtig. Sie griffen - zu Recht - auf die Verheißungsworte des Alten Bundes zurück (Christus, Herr, Sohn Gottes). Das sind die Kernworte, in denen sich

²⁵ Vgl. M. Hengel, Die johanneische Frage. Ein Lösungsversuch, Tübingen 1993.

²⁶ J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 262.

²⁷ Vgl. ebd., 269; auch P. Stuhlmacher, Biblische Theologie des Neuen Testaments. Bd. 2: Von der Paulusschule bis zur Johannesoffenbarung, Göttingen 1999.

²⁸ J. Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth (Anm. 1), 350 f.

ihr Bekenntnis konzentrierte, das immer noch tastend unterwegs blieb - bis es bei Thomas, der die Wundmale des Auferstandenen berührte, seine volle Gestalt erhielt („Mein Herr und mein Gott“).

4. Die Selbstaussagen Jesu

Schon zu Lebzeiten Jesu wurde versucht, die geheimnisvolle Figur Jesu dadurch zu deuten, dass man Kategorien auf sie anwandte, die vertraut waren und die ihr Geheimnis enträtseln sollten. Das Bemühen, Jesu Geheimnis in Titeln zusammenzufassen, die seine Sendung, ja das ganze Wesen seiner Person deuteten, ging nach Ostern weiter. Immer mehr kristallisierten sich drei grundlegende Titel heraus: Messias, Kyrios, Sohn Gottes. Der erste Titel war als solcher außerhalb des semitischen Raums kaum verständlich. Er ist als Titel alsbald weggefallen und mit dem Namen Jesus verschmolzen. Das Deutungswort wurde Name, und damit ist auch eine tiefer liegende Aussage verbunden: Er ist ganz mit seinem Amt eins. Das Wort „Kyrios“ war im Lauf der alttestamentlichen Entwicklung Umschreibung des Gottesnamens geworden und rückte so Jesus in die Seinsgemeinschaft mit Gott selbst hinein, wies ihn als den uns gegenwärtig gewordenen lebendigen Gott aus. Desgleichen verband ihn das Wort „Sohn Gottes“ mit dem Sein Gottes selber.

Der Papst verfolgt mit seinem Buch das Ziel, den Weg Jesu auf Erden und seine Verkündigung zu verstehen zu versuchen. Er beabsichtigt nicht, die theologische Verarbeitung im Glauben und Denken der frühen Kirche zu untersuchen. Deshalb wendet der Verfasser seine besondere Aufmerksamkeit den in den Evangelien begegnenden Selbstbezeichnungen Jesu zu.

a) Der Menschensohn

Die Christologie der neutestamentlichen Schriftsteller baut nicht auf dem Titel „Menschensohn“ auf, sondern auf den schon im Leben Jesu anfanghaft gebräuchlichen Titeln „Messias“, „Kyrios“ und „Sohn Gottes“. Der Inhalt der Menschensohn-Prädikation, die typisch ist für Jesu eigene Worte, wird in der apostolischen Verkündigung auf die anderen Titel übertragen, der Titel selbst nicht übernommen. Die Verschmelzung der Vision vom kommenden Menschensohn im Buch Daniel und der von Jesaja überlieferten Bilder vom leidenden Gottesknecht ist das eigentlich Neue und Besondere von Jesu Idee des Menschensohnes, ja die Mitte seines Selbstbewusstseins überhaupt.

b) Die Selbstbezeichnung Jesu als „der Sohn“

Joseph Ratzinger weist in seinem Jesus-Buch darauf hin, dass die Titel „der Sohn Gottes“ und „Sohn“ (ohne Zusatz) von unterschiedlicher Herkunft und Bedeutung sind, und nimmt Bezug auf die entsprechenden Ausführungen in seinem frühen Werk „Einführung in das Christentum“ (1968). Während der Titel „Sohn Gottes“ der jüdischen Messianologie entstammt und ein theologisch reich befruchtetes Wortgebilde darstellt, benennt die Selbstbezeichnung „der Sohn“ etwas unendlich Einfacheres und zugleich Persönlicheres und Tieferes. Diese Selbstbezeichnung hat ihren Ursprung im Gebetsleben Jesu. Sie bildet die innere Entsprechung zur neuen

Gottesanrede Jesu („Abba“). Die besondere Intimität, die der Vateranrede „Abba“ eignete, schloss im Judentum die Möglichkeit aus, das Wort auf Gott zu beziehen. Die Selbstbezeichnung „der Sohn“ gibt uns Einblick in das Gebetsleben Jesu, in seine besondere Nähe zu Gott, die seine Gottesbeziehung von der aller anderen Menschen unterscheidet, die aber darauf ausgerichtet ist, die anderen mit aufzunehmen in das eigene Gottesverhältnis.

Das Johannesevangelium stellt diese Selbstbezeichnung Jesu, die bei den Synoptikern nur im Rahmen der Jüngerbelehrung vorkommt, in den Mittelpunkt seines Jesusbildes. Das entspricht dem Grundzug des vierten Evangeliums: der Schwerpunktverlagerung nach innen. Die Selbstbezeichnung Jesu als „der Sohn“ wird zum Leitfaden der johanneischen Christologie. Diese Bezeichnung ist für Johannes nicht Ausdruck einer beanspruchten Eigenmacht Jesu, sondern Ausdruck der totalen Relativität seiner Existenz, die nichts anderes als „Sein von“ und „Sein für“ ist, aber eben in dieser Totalrelativität mit Gott ineinsfällt. Insofern deckt sich der Titel „Sohn“ mit den Bezeichnungen „das Wort“ und „der Gesandte“.

Der Kern der johanneischen Sohneschristologie, deren Basis in den synoptischen Evangelien und durch sie im historischen Jesus gegeben ist, liegt in dem, was als Ausgangspunkt aller Christologie deutlich geworden ist: in der Identität von Werk und Sein, von Tat und Person, im totalen Aufgehen der Person Jesu in ihrem Werk und in der totalen Identität des Tuns mit der Person selber, die sich nichts vorbehält, sondern sich in ihrem Werk ganz gibt.

Insofern kann man von einer johanneischen Ontologisierung sprechen, d. h. von einem Rückgriff auf das Sein hinter die Phänomenalität des bloßen Geschehens. Das vierte Evangelium spricht nicht bloß vom Wirken Jesu, sondern will machtvoll demonstrieren, dass seine Lehre im Grunde er selbst ist. Er als ganzer ist Sohn, Wort, Sendung. Das Handeln Jesu reicht bis in den Grund seines Seins hinab, ist identisch mit diesem.

Diese Radikalisierung des Christusbekenntnisses führt zu keiner Preisgabe des Früheren, zu keiner triumphalistischen Verherrlichungschristologie anstelle einer Dienstchristologie, die etwa mit dem gekreuzigten und dienenden Menschen nichts anfangen könnte und stattdessen einen ontologischen Gottmythos erfinden würde. Vielmehr wird das Frühere bei Johannes in seiner vollen Tiefe erfasst. Das Knechtsein wird nicht als bloße Tat verstanden, hinter der die Person Jesu in sich stehen bliebe. Das Knechtsein wird vielmehr in die ganze Existenz Jesu eingelassen, sodass das Sein Jesu als solches Dienst ist. Gerade darin ist Jesus „der Sohn“.

Die Dogmen von Nizäa und Chalkedon wollen nichts anderes als diese *Identität von Dienst und Sein* aussagen, in der der ganze Gehalt der Gebetsbeziehung „Abba-Sohn“ zutage tritt. Die frühchristlichen Dogmen mit ihrer ontologischen Christologie formulieren in ihrer Sprache das johanneische Zeugnis, das seinerseits die Verlängerung des Redens Jesu mit dem Vater und des Seins Jesu für die Menschen bis zur Hingabe seines Lebens am Kreuz darstellt. Die Ontologie des vierten Evangeliums und der alten Symbola enthält einen radikaleren Aktualismus als alle Ansätze, die heute unter dem Etikett des Aktualismus auftreten.

c) Die „Ich bin es“-Worte

Der Papst verweist in erster Linie auf Joh 8,24 („Wenn ihr nicht glaubt, dass ich es bin, werdet ihr in euren Sünden sterben“). Dieses Wort ist - so die These - vom Hintergrund alttestamentlicher Texte zu verstehen. Da ist zunächst die Szene mit der Selbstoffenbarung Gottes im brennenden Dornbusch (Ex 3,14: „Ich bin, der ich bin“).

Mit dem Wort „Ich bin es“ nimmt Jesus diese Geschichte auf und bezieht sie auf sich. In Jesus ist das Geheimnis des einen Gottes persönlich anwesend. Das „Ich bin“ des Johannesevangeliums bestätigt die einmalige Relationalität zwischen Vater und Sohn. Im Wort von Joh 8,58 („Noch ehe Abraham wurde, bin ich“) wird - so Joseph Ratzinger mit Berufung auf Schnackenburg - ein „fundamentaler Seinsunterschied“ formuliert. Hier ist der Anspruch Jesu auf eine ganz einmalige, alle menschliche Kategorien überschreitende Seinsweise klar zum Ausdruck gebracht. Im Wort von Mk 6,50 („Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“) wird die typisch „theophanische“ Furcht sichtbar, die den Menschen überfällt, wenn er sich der Gegenwart Gottes selbst unmittelbar ausgesetzt sieht.

Des weiteren verweist der Papst auf die sieben „Ich bin“-Bildworte des Johannesevangeliums (das Brot des Lebens, das Licht der Welt, die Tür, der gute Hirte, die Auferstehung und das Leben, der Weg und die Wahrheit und das Leben, der wahre Weinstock). All diese Bildworte sind Variationen des einen Themas, dass Jesus gekommen ist, damit die Menschen das Leben haben und es in Fülle haben (Joh 10,10). Der Mensch ersehnt nur eines: das volle Leben, die „vollkommene Freude“ (Joh 16,24). Hinter all diesen Bildreden steht letztlich dies: Jesus gibt uns das „Leben“, weil er uns Gott gibt. Er kann ihn geben, weil er selbst eins ist mit Gott.

Alle drei Worte („Menschensohn“, „Sohn“, „Ich bin es“) zeigen die tiefe Verwurzelung Jesu in der Bibel Israels. Erst in Jesus erhalten all diese Aussagen ihren vollen Sinn. Auf ihn haben sie sozusagen gewartet. In allen drei Worten erscheint die Originalität Jesu, das nur ihm Eigene. Den Inhalt aller drei Worte mit dem Zentrum „der Sohn“ hat die werdende Kirche in das Wort „Sohn Gottes“ hineingelegt, das sie damit von seiner mythologischen und politischen Vorgeschichte definitiv löste. Auf dem Boden der Erwählungstheologie Israels erhält das Wort „Sohn Gottes“ eine ganz neue Bedeutung, die von Jesu Reden als der Sohn und als der „Ich bin“ vorgezeichnet ist. Der Begriff „gleichwesentlich“ („homoousios“) des Ersten Konzils von Nizäa (325) hat den Glauben nicht hellenisiert, sondern gerade das unvergleichlich Neue und Andere festgehalten, das in Jesu Reden mit dem Vater erschienen war.²⁹

²⁹ Thomas Söding (Die Gottesfrage gestellt, in: Focus Nr. 15 / 07.04.2007, 62) ist der Überzeugung, dass Benedikt XVI. „ein großes Buch geschrieben“ hat. Nachdem der Papst mit seinem Buch „die Latte sehr hoch gelegt“ hat, könne in der Theologie jetzt eine spannende Diskussion beginnen. - Vgl. auch Eva Kallinger / Markus Krischer, Die Offenbarung des Benedikt, in: Focus Nr. 15 / 07.04.2007, 51-59; Klaus Berger, Ernstfall für die Exegeten (Rez. zum Jesus-Buch des Papstes), in: Rheinischer Merkur Nr. 21 / 24.05.2007, 7; Michael Wolter, Wo bleibt der Eigensinn der Evangelien? (Rez. zum Jesus-Buch Benedikts XVI.), in: Rheinischer Merkur Nr. 21 / 24.05.2007, 8; Karl-Heinz Ohlig, Wie man in die Bibel hineinruft. So schallt es heraus: Joseph Ratzingers Jesus-Buch, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 07.05.2007, 37; Th. Söding, Im Licht der Verheißung. Das Jesus-Buch Benedikts XVI., in: Jesus von Nazareth. Annäherungen im 21. Jahrhundert. Herder Korrespondenz Spezial (Mai 2007), 2-6; Ludger Schwiendhorst-Schönberger, Gemäß der Schrift. Altes Testament, Judentum und kanonische Exegese im Jesus-Buch von Benedikt XVI., in: ebd., 10-14; ders., Mystik und Rationalität. Zum Jesus-Buch von Papst Benedikt XVI., in: Bibel und Kirche 62 (2007), 185-188; Th. Söding (Hg.), Ein Weg zu Jesus. Schlüssel zum tieferen Verständnis des Papstbuches, Freiburg 2007; Gerd Lohaus, Theologie der Spiritualität und Spiritualität der Theologie. Joseph Ratzingers Verständnis von Spiritualität, in: GuL 80 (2007), 193-208.281-298; Michael Schulz, Christus ist die innere Einheit der Schrift, in: Die Tagespost Nr. 47 /19.04.2007, 5 f und Rudolf Hoppe, Jesusauslegung zwischen Philosophie und Exegese. Zum Jesusbuch von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., in: Bibel und Kirche 62 (2007), 189-192.